

Kolumne : Paradies und Utopie

Autor(en): **Tawada, Yoko**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **91 (2004)**

Heft 4: **unter Grund = sous terre = under ground**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-67747>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Yoko Tawada Paradies und Utopie

Über die Zeit 1–2

1

Neulich sass ich in einem Vortrag des Herausgebers einer Tanzzeitschrift. Meine Lesung sollte unmittelbar danach im selben Raum stattfinden. Es ging in dem Vortrag darum, was es bedeute, einen Tanz zu verstehen, und der Vortragende wollte unter anderem mit den sechs Äpfeln, die er mitgebracht hatte, verschiedene Ebenen in der Tanzkunst demonstrieren. Als erstes sollte ihm jemand aus dem Publikum einen Apfel überreichen. «Warum nicht Sie?» sagte er zu mir, da ich in der ersten Reihe sass. Ich sollte ihm den Apfel «so nett wie möglich» darbringen. Ich hatte nur ein paar Sekunden Zeit, darüber nachzudenken, was «so nett wie möglich» bedeuten könnte. So hielt ich den Apfel in beiden Händen und streckte ihn langsam von unten den Händen des Vortragenden entgegen. Er war etwas verwirrt und sagte, er kenne kein Gemälde, in dem Eva mit beiden Händen Adam den Apfel reicht. Obwohl ich oft genug Museen in Europa besucht habe, war die entscheidende Geste der Verführung offenbar noch nicht in meinem Leib einprogrammiert. Es lag sicher daran, dass es in meinem Kopf keinen Platz für das Paradies gibt.

2

Im Altertum in Japan hat man den Spiegel nicht als einen Gegenstand betrachtet, in dem man sich selbst wiedererkennt, sondern als den Durchgang zu dem Reich der Toten. Blickte eine Frau in den Spiegel, sah sie dort ihre tote Mutter: ein altes Motiv, das in der mittelalterlichen japanischen Literatur häufig vorkommt. Die Welt hinter dem Spiegel wurde jedoch nicht als Vergangenheit verstanden, also nicht als eine Zeit, die bereits vergangen und abhanden gekommen war, sondern als einen anderen Ort, der parallel zur Gegenwart existierte.

Manchmal stelle ich mir das Paradies als die tote Mutter im Spiegel vor, die von ihrer Tochter, der Utopie, imaginiert wird.

Wenn ich nach der Utopie gefragt werde, fühle ich mich leicht unwohl. Ich will nicht beengt in einem Raum leben, der zwischen Paradies und Utopie installiert ist. Für mich gibt es weder einen Anfang, das Paradies, noch ein Ende, die Utopie.

Ich war verlegen, als ich am Beginn des Studiums in Hamburg gefragt wurde, wie ich mir mein Studium vorstelle und was ich von ihm erwartete. In dem Moment fiel mir auf, dass ich keine Übung hatte, von der Zukunft zu reden. Ich wollte lieber sofort anfangen, den ersten Text für das Seminar zu lesen. Meine Tätigkeit, die man Studium nannte, würde von allein eine Gestalt annehmen. Das Ziel für einen Tag war schon ausreichend für mich. Wenn ich ein Ziel in der Ferne gehabt hätte, hätte ich mich nicht mehr frei gefühlt.

Später kamen genauso verwirrende Fragen auf mich zu wie: «Wie läuft es? Entspricht alles deiner Vorstellung?» Mir fehlte die Fähigkeit, die eigene Lage zu begutachten oder die Bedingungen zu kritisieren. Womit sollte ich die Gegenwart vergleichen? Ich kannte weder das Paradies noch die Utopie. Die eigene Lage mit der der anderen zu vergleichen, hatte auch keinen Sinn für mich. Meine Kritiklosigkeit wurde manchmal mit Höflichkeit verwechselt.

Japan hat sich in der Geschichte immer wieder ein anderes Land als Vorbild ausgesucht, anstatt sich eine Utopie auszumalen. Man versuchte dann, das ausgesuchte Land nachzuahmen und es zu überholen. Der Nachahmer ist nicht besonders kreativ, auf gar keinen Fall originell. Man bezeichnet ihn als den zweiten Aufguss vom Tee. Aber der zweite Aufguss hat einen Vorteil, der den feigen und verantwortungslosen Politikern besonders gut gefällt. Man kann nämlich beobachten, ob derjenige, der vom ersten Aufguss trinkt, sich daran verbrennt.

Die chinesische Kultur galt lange als Vorbild für Japan. Nachdem Shotokutaishi im Jahr 607 die erste Delegation mit Gelehrten nach China

geschickt hatte, wurde das Projekt, die chinesische Kultur bewusst einzuführen, tausend Jahre lang fortgesetzt. Von etwa 1635 hatte Japan über 200 Jahre lang kaum Kontakt mit dem Ausland, aber selbst in jener Zeit beschäftigten sich die Gelehrten weiter mit der chinesischen Kultur, besonders mit dem Konfuzianismus. Der Unterschied zwischen der Utopie und dem Vorbild aus der Nachbarschaft liegt darin, dass man das Vorbild imitieren kann, während die Utopie nicht durch Imitation zu erreichen ist. Man hat die chinesische Kultur so genau imitiert und verfälscht oder weiter entwickelt, dass man heute im Ausland und zum Teil auch in Japan glaubt, Teezeremonie, Kalligraphie und viele andere Künste seien ursprünglich japanisch. Vielleicht wird man in tausend Jahren das Klavier von Yamaha als traditionell japanisches Musikinstrument ansehen. Denn die Kultur in Japan hatte im 6. Jahrhundert genauso wenig mit der chinesischen zu tun gehabt, wie mit der europäischen vor 140 Jahren. Die selbstvergessene Verehrung der chinesischen Kultur konnte deshalb so lange anhalten, weil China niemals politische Macht über Japan ausübte. Am Ende der Edo-Zeit fand in Japan die Emanzipation von China statt, die sehr schnell von japanischer Seite eine aggressive Form annahm.

In der Moderne waren die Vorbilder Japans Frankreich, England, Preussen und die USA. Die Gewohnheit, ein Vorbild aus real existierenden Ländern auszusuchen, anstatt eine eigene Utopie zu entwickeln, änderte sich nicht. Das heisst, die Zukunft lag nie in einer zeitlichen, sondern immer in einer geographischen Ferne.

Yoko Tawada wurde 1960 in Tokyo geboren. Seit 1982 wohnt sie in Hamburg, wo sie ihr Studium der Literaturwissenschaft fortsetzte. Erste Buchveröffentlichung in Deutschland 1987, in Japan 1992. Poetikvorlesungen in Tübingen 1998, zahlreiche Preise und Auszeichnungen (vgl. www.tawada.de). Yoko Tawada schreibt in deutscher und japanischer Sprache, auf deutsch erscheinen ihre Bücher im Konkursbuch Verlag.

Der Text «Über die Zeit», den Yoko Tawada für w+b geschrieben hat, erscheint in drei Teilen: Die weiteren werden in den Heften 7|8 und 11 dieses Jahres folgen.